



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Vermischte Literatur.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ihre verschiedenen Leistungen und Richtungen zu Gruppen zusammenfassen, in der Mannigfaltigkeit den fortlaufenden Faden der Entwicklung und den Zusammenhang der Kunst mit den großen Zügen des modernen Lebens suchen. Auf diese Weise wird manches, was mit rein künstlerischem Auge betrachtet vielleicht allzusehr in Schatten treten würde, in ein milderes und günstigeres Licht sich rücken lassen.

Daß die neue Zeitschrift diese verschiedenen Bedingungen ihrer Aufgabe vollständig begriffen und zu ihrer Lösung in diesem Sinne die tüchtigsten Kräfte berufen hat, darin scheint uns auch für ihre äußere Lebensfähigkeit durch die gesteigerte Theilnahme der Gebildeten eine Gewähr zu liegen. Auch das äußere Gewand, die sowohl gediegene als elegante Ausstattung, welche ihr die seemannsche Verlagsbuchhandlung gegeben hat, entspricht der größeren Rolle, in welche das neue Organ des Kunstlebens eingetreten ist. Das erste Heft macht einen glücklichen Anfang, indem es uns (neben jenem Aufsatz von Lüble) zwei hervorragende Erscheinungen aus der modernen Kunst vorführt: das Schillermonument von Vegas (im Holzschnitt; besprochen von Wolmann) und den Kinderraub aus dem Odysseezyklus von Preller (in einer Radirung von dessen Schüler Hummel, besprochen von M. Jordan). Daran schließen sich ein paar trefflich geschriebene Recensionen über kunsthistorische Werke; und endlich das Beiblatt, die Kunstchronik, welche in regelmäßiger Wiederkehr eine Uebersicht über die täglichen Erscheinungen und Ereignisse auf dem ganzen Gebiete des Kunstlebens geben soll. An dem Publikum ist es nun, durch seine Betheiligung das Unternehmen zu fördern, das ja ihm selber sich widmet.

μ. q.

### Vermischte Literatur.

Neue Gedichte von J. G. Fischer. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. 1865. S. VI. 150.

Wer freut sich nicht, wieder einmal einer gesunden, frischen und schwungvollen Dichternatur in neuen Schöpfungen zu begegnen? J. G. Fischer hat sich bereits eine feste Stelle in der Achtung und Liebe der Nation erworben. Es ist ihm insbesondere gelungen, seinen lyrischen Gedichten ein deutliches, individuelles Profil und in denselben zugleich dem Bewußtsein der Gegenwart einen sprechenden, bedeutsamen Ausdruck zu geben. Was ihn namentlich auszeichnet, ist die ungeschminkte Wahrheit, womit er seine innersten Anschauungen und Erlebnisse in der Dichtung enthüllt,

die männliche Kühnheit und schöne Leidenschaftlichkeit seiner Gesinnung, die echt dichterische Tugend einer edlen Natur, die manchmal an seinen großen Landsmann Schiller erinnert. Wir haben einen unablässig strebenden Dichter vor uns, der sich noch lange nicht erschöpft zu haben scheint.

Da wir an einen solchen Mann schon einen strengeren Maßstab der Kritik anzulegen berechtigt sind, so lassen wir nicht unerwähnt, daß manches in die neue Sammlung seiner Gedichte aufgenommen worden ist, was die Höhe seines Talentes und seiner Bildung nicht erreicht, daß wir im Einzelnen entweder die scharfen Linien seiner Individualität etwas verblaßt oder seine glücklichen lyrischen Stimmungen nicht zur künstlerischen Abrundung herausgestaltet finden.

Schälen wir aber den eigentlichen Kern des Buches heraus, so bietet uns dieser genug, woran wir uns fast ungetheilt erfreuen können; ja es fehlt ihm nicht an Vortrefflichem, wodurch unsere lyrische Literatur bereichert wird.

Unter den Liebesgedichten nimmt „Meine Königin“ (S. 45 ff.) ohne Zweifel die erste Stelle ein. Aus diesem ganzen Gedicht, das im Tone zwischen Lied und Elegie die Mitte hält, athmet uns eine innige Wärme an, und besonders bezaubert darin die Verschmelzung der menschlichen Seele mit den Umgebungen der Natur. Die aus dem Herzen mild hervorquellende Sprache legt in metrischer Beziehung den Vers des deutschen Ritterepos oder den Hans-Sachs'schen Vers mit seinen vier Hebungen zu Grunde, folgt aber theils in der Zahl der letzteren, theils im Gebrauche der Senkungen einem freien musikalischen Gefühl, wodurch der sprachliche Ton überall den glücklichsten Ausdruck der wechselnden Stimmungen erreicht. Einzelne Zeilen sind wunderschön, wogegen es auch nicht an vergriffenen Bezeichnungen fehlt. Wenn sich dieses Gedicht unsern deutschen Minneliedern würdig anreicht, so erinnert es, ohne daß hierdurch seine Selbständigkeit verlöre, an den reizenden Gesang, den Tieck seinem „Franz Sternbald“ eingeflochten hat. — Die Stimmung des Gedichtes „Gründonnerstag“ (S. 41 f.) ist individuell und warm, die Gestaltung etwas zerflossen, die volkstliederartige Sprache herzlich und mildschmelzend, doch nicht rein genug. Der Refrain begünstigt den melodischen Ausklang der Strophen. Die „Reliquien“ (S. 31) ähneln der Liederweise und haben eine durchgebildete, reine, melodische Form. — „Der Glücksgöttin“ ist in leichtem, anmuthigen Liedestone gesungen.

Einzelne Gedichte zeichnen sich durch ein seelenvolles Herausfühlen und lyrisches Nachmalen von Naturstimmungen aus. Dahin gehören: „Maiseier“ (S. 61 ff.), in lebendiger, warmer, schwungvoller Sprache. „Die Welt ist glücklich“ (S. 68), von einem sanften Schwunge getragen. „Dem Gott der Freude“ (S. 66), im sapphischen Versmaße und antiken Tone, eine von lyrischem Feuer durchglühte, zugleich erhabene und milde, sprachlich vollendete Ode, die eine rein musikalische Stimmung ausdrückt und von Seiten der lyrischen Beschreibung musterhaft genannt werden kann. „Sommernachmittag“ (S. 67). „Unter der Brücke“ (S. 75 ff.), ein Gedicht, das bei seiner lyrischen Anschaulichkeit, seiner gußfesten, plastischen und gewandten (einigermaßen an Lenau erinnernden) Sprache den Mangel einer bedeutenden poetischen Idee empfinden läßt.

Als Meister in der humoristischen Erfassung und Darstellung idyllischer Persönlichkeiten und Zustände bewährt sich Fischer in dem untadelhaft schönen Lebensbilde „Beim alten Herrn. (Aus vergangenen Tagen)“ S. 83 ff. Das gesunde Herausfühlen fremden Seelenlebens, die markige und treuherzige Erzählungsweise, die Hans Sachsens, Goethes und Uhlands Stil selbständig fortbildet, die warme, leichte, ganz abgerundete Sprache müssen hier das Gemüth des Lesers wohlthuend berühren. Die Begeisterung verständnißinniger Liebe ist der verklärende Genius dieses schmucklosen Gedichtes.

Unter den politischen Gefängen nennen wir das „Schützenlied“ (S. 111) mit seinem kräftigen Liederschwunge und seiner sprachlichen Gewandtheit, den „Bundschuh“ (S. 126 ff.), ein leidenschaftliches Strafgedicht in strammer, markiger, plastischer Sprache, und „Nur einen Mann aus Millionen!“ (S. 132 ff.) ein Lied von durchgreifender, lyrischer Lebendigkeit, sprachlicher Kraft und Gewandtheit.

Schließlich gedenken wir noch des elegienartigen Gedichtes „An den Tod“ (S. 135 ff.), das einen rein lyrischen Ton anschlägt und lebendig, kräftig, schwungvoll, in abgerundeter Form sich ausdrückt.

Das Hochgebirge vom Grindelwald. Naturbilder aus der schweizerischen Alpenwelt von Dr. Christoph Meby, Edmund v. Fellenberg und Pfarrer Gerber. Mit einem Panorama in Farbendruck, neun Ansichten in Holzschnitt und einer Karte in Farbendruck. Coblenz, Verlag von Karl Bädeler. 1865.

Eine Beschreibung des Thales vom Grindelwald in naturhistorischer, geschichtlicher und ethnologischer Hinsicht, die Schilderung eines Besuchs des Thales von Engelberg (Canton Unterwalden) in Distichen, dann Mittheilungen über Besteigungen verschiedener Gipfel der Hochalpen: des Wetterhorns, am 29. Juli 1863, woran sich eine Rundfahrt um diesen Gebirgsstock schließt, ferner des Schreckhorns, am 4. August 1864, des Eigers, am 23. August desselben Jahres, des Berglistocks, am 26. September 1864, des kleinen Niescherhorns, am 27. Juli 1864, und des kleinen Schreckhorns, am 16. Juli 1865. Die Darstellung ist lebendig und anschaulich, doch wiederholt sich selbstverständlich vieles in den einzelnen Abschnitten. Die wissenschaftliche Ausbeute ist nicht bedeutend, und überhaupt sind derartige Bergfahrten selbst mehr eine Art des Sport, ihre Schilderung mehr für Liebhaber dieser Art von Sport. Man besteigt einen Berg, weil die Besteigung schwierig oder gefährlich ist, und weil sie noch selten oder gar nicht gewagt wurde; sonst hat es weiter keinen Zweck. — Die Ausstattung ist übrigens brillant, schönes Papier, vortrefflicher Druck, das große Panorama und die Karte vorzüglich ausgeführt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von C. E. Albert in Leipzig.